

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 5 (1937-1938)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Neue Schweizer Romane  
**Autor:** Helbling, Carl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-759009>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Neue Schweizer Romane

Von Carl Helbling.

Die schweizerischen Verleger haben sich auch dieses Jahr sehr bemüht, in gediegenen und zum Teil besonders hübschen Bänden das zu betreuen, was ihnen schweizerisches Schrifttum dargeboten hat. Ihnen gebührt das Verdienst, dass sie unentwegt den Glauben an ein heimatliches Werk pflegen und auch dann etwa ein festliches Sternen- oder Tannenbaum-papier zu Weihnachten spenden, wenn die so eingehüllte Gabe nicht unbedingt ein Reisser zu werden verspricht. Sie wissen ja, dass die Leserwünsche verschieden sind, und dass neben dem literarisch Kultivierten auch das Harmlose leben darf, wenn es nicht Anspruch erhebt, volkstümlich oder volkhaft zu sein.

Ein Ueberblick über etliche Werke, eine Auswahl nur, erzählender Kunst aus schweizerischen Federn zeigt eine seltsame Tatsache, die übrigens auch für den grösseren Raum des deutschen Sprachgebietes zu gelten scheint: der Gegenwartsroman fehlt, der die Spannungen einer Epoche, die geistigen und politischen, die weltanschaulichen in jedem Betracht darstellen würde, der also den Rhythmus der Zeit einhämmerde und wagemutig zu diesem und jenem und allem Problem stehen würde. Keine „Rufer in der Wüste“ erheben ihre Stimmen, als wären sie zu schwach geworden oder die Wüste zu gross. Oder als tötete die Rasanz des unmittelbaren Geschehens die Möglichkeit zur Besinnung, die letzten Endes dem Epiker unentbehrlich ist. Es sei der Ursache der Gegenwartsleugnung im Stofflichen hier nicht weiter nachgegangen, der Finger aber auf die Erscheinung gelegt, dass eine ganze Reihe schweizerischer Erzähler in die Geschichte geflohen ist, bestimmt nicht aus der aristokratischen Gehemmtheit C. F. Meyers noch aus der Liebe G. Kellers zu jener so echt schweizerischen Vergangenheit, die ein Bekenntnis zu teuerstem Kulturgut ist. Die Gründe müssen tiefer liegen. Und was etwa die Zeichnung von Einzelschicksalen in einigen neuen Werken betrifft, so darf die Datierung in die Jetztzeit hinein nicht darüber hinwiegäuschen, dass da weniger die Zeit als der nach innen gerichtete Blick in Individualitäten und menschlich Eigentümliches massgebend ist. Mit all dem soll

nicht gesagt sein, dass jede Epik gleich Reportage einer aktuellen Stimmung sein müsse, nur dass die Kunst schweizerischer Erzähler augenblicklich der Ich-Analyse zuneigt oder in den Mantel der Geschichte gehüllt ist. Demnach kann der Ueberblick über einige Neuerscheinungen in zwei entsprechende Gruppen trennen.

Zu beginnen ist mit einem freundlichen Bande, „Grosse kleine Welt“<sup>1)</sup>, den der Herausgeber Carl Seelig aus dem Werk des bald sechzigjährigen Robert Walser zusammengestellt hat. Altes, Unbekanntes und einiges Neues ist darin vereinigt, und wer je den Weg des liebenswürdigsten Schweizers gekreuzt hat, wird auch diese Begegnung zu schätzen wissen. Nicht alles von Walsers Sachen und Säckelchen hat dasselbe Gewicht. Doch die melancholisch innige Sinngebung vom Kleinen und Unscheinbaren vermag zu bezaubern. „Die Welt als Welt durchstreben“ heisst in dem einen der beiden mitgeschenkten Gedichte wie abschliessend, was in den runden Skizzen Walsers lebt. Da stehen die schönen Seiten „Kleist in Thun“, — das Märchen vom „Ende der Welt“, das kindlich zugleich und reif ist, wie Märchen sein müssen, — die verliebte Betrachtung von „Hodlers Buchenwald“ und die Einsamkeit ohne Qual des „Schwediemann“. Für diese Walser'schen Kostbarkeiten und Niedlichkeiten darf man dankbar sein wie für einen Ruf aus dem Dunkel.

Ruth Waldstetter hat unter dem Titel der einen Erzählung, „Die silberne Glocke“<sup>2)</sup>, einige sehr feine novellistische Studien gebunden. Bestechend ist bei der Dichterin die frauliche Sorgfalt, mit der sie die Motive behandelt, die Reinheit der Linienführung und die Beschreibung im künstlerischen Aufwand, sodass jede der Novellen eine klare Silhouette besitzt. Das Intermezzo „Renée“ beispielsweise ist die ganz einfache Geschichte einer schönen jungen Französin, die im Krieg ihren Mann verloren hat, aus Not mehr denn Zuneigung den zweiten Mann heiratet und von ihm das Kind empfängt, das die Züge des verstorbenen Gatten trägt, als sei es Vermächtnis des Unvergessenen. Das Kind trennt in dieser Gestalt die Eltern, die sich finden müssen in der Entdeckung der gemeinsamen Liebe zu dem geliebtesten Wesen. Ruth Waldstetter erzählt dies

---

<sup>1)</sup> Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach 1937.

<sup>2)</sup> A. Franke A. G., Verlag, Bern.

ruhig, taktvoll, verhalten, als hellen Traum sozusagen, wie sie auch die warme Geschichte von „Bertls Lebenstraum“ spinnt, dem leidvollen Glück eines Krüppels. Diese zarten Miniaturen glücken der Dichterin fast besser als die Holzschnittbilder aus volkstümlichem Erleben.

Von Dorette Hanhart, auf die man durch den Roman „Das späte Schiff“ vor einigen Jahren aufmerksam geworden, liegt eine Erzählung, „Der Ritt“<sup>3)</sup>, vor. Nicht nur die wohltuende Gepflegtheit des Stils fällt auf, die wirkliche Kraft des schönen Ausdrucks, sondern auch der Mut zum psychologisch Gestuften und Gewagten. Es handelt sich um das nach vielen Jahren in einer jungen Frau wieder einsetzende Aufblühen und -glühen einer kindjugendlichen Liebe, die ihr Gesetz finden muss. Auf einem Ritt erkennt die Reiterin den Sinn des vorausgaloppierenden Partners für ihr Dasein. Man könnte gegen die Erzählung einwenden, die Entwicklung der Fabel verwirre, weil das Präsens der Haupthandlung durch Erinnerungsmomente fortwährend durchkreuzt wird. Aber das mag ein bewusstes Spiel Dorette Hanharts mit jenen Seelenkräften sein, die sie schliesslich zum ganzen Bild vereinigt, Stück für Stück; das Ende ist dann plötzlich etwas Geschlossenes und Geglaubtes, etwas, das mehr als interessant und spannend, nämlich sehr fest ist. „Der Ritt“ darf zum Gehaltvollsten und künstlerisch Wertvollsten gezählt werden, das unserm neuern Schrifttum entstammt.

Ein Erstling ist „Das Opfer“<sup>4)</sup>, Roman von Esther Landolt. Hier erscheint eine Begabung, die man gerne begrüßt. Die Welt, die Esther Landolt darstellt, ist keine Entdeckung, das nicht; aber die Zergliederung des Seelischen und die Synthese zur Romanform ist beachtenswert. Ein Bauer über dem Vierwaldstättersee hat eine Frau genommen, in deren Familie die Schwermut wohnt. Man hat über der Heirat den Kopf geschüttelt; die Liebe war stärker und bleibt heftig, auch als Agnes in die schützende und helfende Anstalt gebracht werden muss. Ins Haus des Bauern kommt die Magd. Ben Zurfluh sieht sie erst nicht, und doch werden seine sonntäglichen Besuche bei Agnes seltener. In ihr, der Frau, liebt er das dunkel Unaussprechliche. In der Magd Gertrud erkennt er allmählich das

<sup>3)</sup> Marion von Schröder Verlag, Hamburg 1936.

<sup>4)</sup> Orell Füssli Verlag, Zürich 1937.

helle Leben. Agnes kehrt zurück, und Gertrud bleibt im Haus. Agnes wittert die Gefahr, die Ben nicht bewusst ist. Hier beginnt die Dichterin ihre Fähigkeit zu zeigen, wo Agnes' Kampf um den Mann einsetzt, den sie, um ihn für sich zu halten, in die Verschleierungen ihres umdüsterten Gemütes zwingen will, bis er, zermürbt und zerstört, bei Gertrud nach dem starken Dasein schreit. In diesen Teilen des Romans geistert das Unheimliche der todsüchtigen Krankheit, die den Freien und zum Glück Bestimmten die Sonne missgönnt. Und so rüstet sich das Gestirn zum Untergang, dem eine Nacht und vielleicht noch einmal ein Tag folgt. Den Beweis bleibt Esther Landolt schuldig, dass der Tod von Agnes ein Opfer ist, aus dem Herzen dargebracht; er scheint doch mehr eine Flucht zu sein. Den andern Beweis hat die Dichterin geliefert, dass sie in Seelen hineinhorchen und ihre schweren Stimmen zum Tönen bringen kann.

Schreiben in der Schweiz nur Frauen? Mit sehr männlichem Ernst lässt sich Max Frisch hören; seine Erzählung aus den Bergen heisst „Antwort aus der Stille“<sup>5)</sup>. War sein Jürg Reinhart ein erobernder Geist, so ist Balz Leuthold beinahe ein Nihilist, bis ihn die Hoheit der Berge zu sich selbst erweckt. Er hat keinen Sinn und Wert mehr in seinem Leben gefunden, fürchtet die Heirat mit Barbara und das Versinken ins Spiessertum, will das Schicksal herausfordern, dass es ihm ein grosses Erlebnis oder ein grosses Sterben gibt, und wagt als Einzelgänger eine Nordwand. Zuvor begegnet er im Bergwirtshaus Irene, die ihn ein Wegstück begleitet und eine Freiheit zu versprechen scheint, die sie doch nicht erfüllen kann, denn auch sie ist gebunden. Barbara ist in Angst nachgereist. In der Hütte warten die beiden Frauen, aneinandergeschmiegt um Balz bangend, auf die Rückkehr des Bergsteigers, den die Rettungskolonne sucht, bis er allein wieder erscheint, „mit erfrorenen und schmerzenden Gliedern, aber mit neuer Sehnsucht und mit wissendem Herzen.“ Die Antwort aus der Stille hat gelautet: die Schönheit des Lebens ist dein eigenes Werk; dein Wille schafft das dir Gemässé. Vielleicht ist es nicht so sehr die Gestaltung des Ich-Konfliktes und dessen Lösung, die Max Frischs Werk zustimmend empfangen lässt, — nicht die Surrealität des Abenteuers, sondern die Blicktiefe in das Zerwürfnis zwischen

<sup>5)</sup> Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1937.

Balz Leuthold und der Welt, vor allem aber auch die Landschaft und ihre unheimliche Grösse und Gewalt, die Frisch erfasst und sehr eindringlich schildert. Prächtige Stellen schmücken dieses Buch, das den ganzen Bann des Gebirges hat, dem der Bergsteiger verfällt, sodass man begreift: Balz kann nur in den gefährlichsten Höhen auf eine Stimme warten. Für ihn spricht der Gott nicht aus dem brennenden Dornbusch, sondern von den Gipfeln, die den Himmel berühren.

Ein sehr unkompliziertes Buch macht mit dem Original „Old Jules“<sup>6)</sup> bekannt, der eigentlich Sandoz heisst, in den Achtzigerjahren von Neuchatel nach den Staaten ausgewandert ist und dort ein ruheloses Siedlerleben geführt hat. Seine Tochter aus vierter Ehe, Mari Sandoz, schreibt die Biographie ihres Vaters, die wirklich sehr viel Amüsantes und Nachdenkliches, Romantisches und traurig Wahres birgt. Bald sieht man sich mit Lederstrumpfreminiszenzen beglückt, bald im wildesten Wildwestroman des 19. Jahrhunderts. Und immer freut man sich über den alten Jules, der auch einmal jung war und so herrlich unbefangen seine Jahre in einer ungeordneten Weise vertat. Mari Sandoz erzählt ruhig, sicher, fast sachlich, lässt aber die treue Anhänglichkeit an den wenig zarten, eher gefürchteten Vater stets fühlen. Sie ist ihm zugetan, auch seinen Barschheiten und Roheiten, die durch unendliche Kindlichkeit des Gemütes irgendwie gutgemacht werden. Ein köstlich naives Buch und insofern vielleicht amerikanisch; uns willkommen, weil es frische Luft hereinweht, nicht befrachtet und doch wesentlich ist.

In die Reihe der Geschichte dichtenden Werke stellt sich R. Küchler-Mings Erzählung „Die Lauwiser im Krieg“<sup>7)</sup>, ein Fortsetzungroman zu den „Lauwisen und ihrem See“, an dem man die treffsichere Schilderung des Volkes und seiner bodenständigen Vertreter geschätzt hat. Nun erleben die Lauwiser in ihrem Obwaldner Land den Sonderbundskrieg. Sie wollen ihren katholischen Glauben am Brünig oben und mit etlichen Männern ihres Dorfes auch im Luzernischen verteidigen. Mit Hingabe nimmt sich R. Küchler-Ming der Stimmung an, die im Dorf herrscht, und weiss immer wieder hübsche

<sup>6)</sup> Atlantis Verlag, Zürich 1937.

<sup>7)</sup> Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach 1936.

Einzelheiten zu berichten, welche die Volksseele charakterisieren. Dieser zweite Band der Lauwiser Dorferzählungen leidet fast ein wenig an der Geschichte, welche die Spannungen raubt, die im ersten Teil aus dem Eigenleben einer Talschaft gewonnen wurden. Dort nämlich kämpften kräftig gezeichnete Gestalten um ihre Erde; hier laden sie die Gewehre, um eine Idee zu schützen, die im Rahmen der kleinen Welt doch viel von ihrer Grösse eingebüsst hat. Soll man aber den Lauwisern nicht mehr wohlgesinnt sein, wenn sie sich um ihr Schweizertum in der Enge ihres Tales mühen? Auch so sind sie Teilhaber am eidgenössischen Geschick, wohl behütet von ihrer klugen Chronistin, die ihre Beichte auch dort verständnisvoll abhört, wo die Sünder zu flüstern beginnen. R. Küchler-Ming ist eine gerechte Dichterin, weil sie ihre Heimat und sein Volk liebt.

„Thomas Platter. Roman eines sinnvollen Lebens“<sup>8)</sup> von Gottlieb Heinrich Heer, der seine unbezweifelte Begabung erneut unter Beweis stellt. An ihm wird man loben, dass er sich der Sprache verpflichtet fühlt, und darum gelingt ihm manche Seite bei der Ausschöpfung der Platterschen Selbstbiographie, insbesondere wenn es gilt, Raum und Landschaft zu beschreiben. Im Gespräch scheint Heer unsicherer, und das röhrt davon her, dass wir Archaisches, wenn es mitten in unserer eigenen Sprache aufrauscht, als störend empfinden, selbst wenn es, wie in Heers Fall, dem Original Platters nahekommen will, das aber wiederum eine Einheit für sich ist. In der Erinnerung an eine Schlacht sagt Platters Vater: „Es ist eine gottvolle Mahd gewesen“. Das klingt nicht urschweizerisch, nur etwas gruselig und unecht. Wie gesagt, das unmittelbar vom Dichter erlebte Bild ist lebendiger. Begleitet der Leser den ihm ja nicht unbekannten Walliser von der Wiege bis zur Berufung nach Basel, sieht er ihn als Hirten, als Scholaren, als Studenten, als Helfer Zwinglis, als Seiler in Basel, so entdeckt er, dass Heer dem jungen Platter, dem Hirten und Sucher, dann dem geschundenen Scholaren nähersteht als dem Humanisten, dass also der Roman dort aufhört, wo das Sinnvolle des Lebens Ergebnis werden müsste. Heer hat, mit andern Worten, die glaubhaftere Beziehung zu dem kleinen Buben mit der grossen Sehnsuchtsseele denn zu dem im Geiste ringenden Mann, des-

---

<sup>8)</sup> Orell Füssli Verlag, Zürich 1937.

sen hohe Brüder, Zwingli, Erasmus, zu blasse Figuren sind. Um der Jugendgeschichte Platters willen aber lohnt sich die Beschäftigung mit Heers Roman und den Teilen, die dem geistesgeschichtlichen Hintergrund entrückt sind. Die Hirtenjahre Thomelins bleiben im Gedächtnis, in denen sich ihm das Wunder der Welt eröffnet, zu dem die Natur den Schlüssel hütet. Von einem Einsamen vernimmt er zuerst von der Schrift. „Sie mag wohl das Beste sein, was Menschen begehrn und besitzen. In ihr liegt der Geist beschlossen, und er ist ein tiefer Sinn des Lebens.“

Der Sprechstil des 18. Jahrhunderts bereitet dem Romancier geringere Pein als der des 16. Das bezeugt Felix Moeschlin's Roman „Der schöne Fersen. Marie Antoinettes grosse Liebe“<sup>9)</sup>). Den liest man in einem Zug herunter, erstens der flüssigen Sprache wegen, zweitens aus Interesse für den Geliebten der armen Königin von Frankreich. Eine erstaunliche Stofffülle hat Moeschlin verarbeitet, der zu einer Liebesgeschichte des Rokoko ein Kulturbild und eine Chronique scandaleuse beisteuert. An und für sich ist dieser Fersen nicht viel wichtiger als irgendein anderer Cavalier seines Zeitalters; aber die Beziehung zur Königin, das Abenteuer der grossen Welt, die Aktivität bei der missglückten Flucht der königlichen Familie prädestinieren ihn zum Romanhelden. Mit beinahe zu weitgehender Zurückhaltung verschalt Moeschlin den Kern dessen, was die romanlesende Neugier erwartet, nämlich das Liebesidyll zwischen Marie Antoinette und dem schönen schwedischen Grafen. Als wollte er das Geheimnis der lieblichen Dame nicht preisgeben. Doch ist es nicht ein wenig das Geschäft des Erzählers, dass er da aufdecken muss, wo der Gentleman etwas zu wissen verweigert? Daher ziehen bei Moeschlin nur Erinnerungsschauer an offenbar genossene Schäferstunden durch Fersens Seele, oder er verrät sich durch eine Briefstelle. Man könnte so sagen: was, der kulturhistorischen Zutat entkleidet, ein reizvolles Novellenmotiv wäre, wird durch Moeschlin zur romantischen Biographie erweitert, in der die Lichter geschickt verteilt sind, sodass nach jeder scheinbaren Peripetie wieder ein Aufstieg möglich wird, bis zum letzten, grässlichen Fall Fersens, da er vom Stockholmer Pöbel in den Strassenkot getreten wird

<sup>9)</sup> Albert Müller Verlag, Zürich 1937.

und gleich seiner Königin als Märtyrer eines Standes und eines Stiles stirbt. Die Fallhöhe dieses Helden des Ancien régime ist nicht so gross, dass man erschüttert wäre. Das weiss auch das herzliche Temperament Moeschlins, der das Typische der Fersen-Figur sicher erfasst hat. Der Schwede war einer von denen, die, obwohl sie berufen waren, den Glockenschlag der Zeit nicht begriffen, alles überhörten, was um sie spielte, weil das eigene Spiel gefangenhielt. An dieser Stelle berührt ihn der Hauch des Tragischen; ihm hat Moeschlin eigentlich sein Werk gewidmet, das seinen Dichter ehrt.

In die weitesten weltgeschichtlichen Zusammenhänge greift Emanuel Stickelberger; „Der Reiter auf dem fahlen Pferd“<sup>10)</sup> ist „ein Buch vom Mongolen Dschinggis-Khan und seinem abendländischen Gegenspieler“. Zwei Kreise zieht der Dichter: den der asiatischen Weltoberung und den des christlich-abendländischen Widerstandes. Der eine ist eine Wut und eine Zerstörung und ein Machtrausch; der andere eine tapfere Besinnlichkeit. Die Kreise schneiden sich in der Schlacht bei Liegnitz, wo das schlesische Herzogtum und das Abendland gerettet, der Mongolensturm gebrochen wird. Das Studium der Quellen gibt Stickelberger die Vision eines epochalen Ereignisses. Die Persönlichkeit des Dschinggis-Khan und seine mythische Sendung zeigt der Dichter mit ungewöhnlicher Kraft, und diese Kapitel, in denen der asiatische Raum mit dem Worte durchdrungen wird, sind es, denen man am liebsten folgt. Sie sind auch die originellen Partien, Neuland für den geschichtlichen Roman. Die Atmosphäre der deutschen Kapitel erinnert dagegen an Gustav Freytags Ahnenreihe und nicht nur im Stofflichen. Oder ist dieser Eindruck nur dadurch bedingt, dass frommes deutsches Mittelalter als Romaninhalt uns vertrauter, vielleicht verbrauchter, erscheint, asiatisch heidnisches Kriegsgeschrei aber uns schriller, erregender ins Ohr stürzt? Jedenfalls spannt die Wildheit des Reiters auf dem fahlen Pferd mehr als die westlich-christliche Deutschheit der weltlichen und die scholastische Klugheit der geistlichen Herren in Schlesien und Deutschland. Im ganzen hat Stickelberger alle Qualitäten jener Technik und Gestaltung des historischen Romans, wie sie uns aus dem 19. Jahrhundert überliefert sind,

---

<sup>10)</sup> J. F. Steinkopf in Stuttgart, 1937.

und deswegen wird sein Werk eine breite, dankbare Leserschaft finden.

Und nun sei die Tür den Schweizer Erzählern aufgetan, die vom schweizerischen Schicksal erfüllt und gequält und beglückt sind. Die Federn sind gespitzt, sie zu preisen.

## Europa und die deutsche Frage II

von Bernard von Brentano

### III. Die norddeutsch-französischen Beziehungen.

Zu den Büchern, welche der deutschen Literatur fehlen, gehört eines, das die Freundschaft zwischen Friedrich und Voltaire darstellte. Rechtzeitig geschrieben hätte dieses Buch mehr zum Verständnis Deutschlands durch Frankreich und Frankreichs durch Deutschland beitragen können, als Vereine, welche zu diesem Zweck gegründet worden sind. So blieb von dieser Freundschaft, welche ein Phänomen in der Geschichte Europas ist, nur eine sehr undeutliche Vorstellung im Bewusstsein der beiden Völker. Was man weiss, ist jene belanglose Episode mit dem Finanzmann Hirschel, welche zur Verhaftung Voltaires durch die Agenten Friedrichs des Grossen führte. Georg Brandes hat recht, wenn er in seiner vorzüglichen Biographie Voltaires sagt: „Doch der Fall ist noch weit tragischer. Aus dem elenden Rechtsstreit mit dem Juden Hirschel stammt nicht nur Friedrichs plötzlich eingetretene Verachtung des Voltaireschen Charakters, dessen Schwächen er ganz falsch erklärte, aus Geldgier herleitete statt aus cholerischer Zanksucht und Rechtshaberei, sondern die ganze deutsche Geringschätzung Voltaires durch anderthalb Jahrhunderte, die gehässige Haltung in Lessings Dramaturgie und sogar noch der überlegene Ton in den Strausschen Vorlesungen ein Jahrhundert später.“